

Lässt sich ein ethnografisches Museum wirklich dekolonisieren?

Rilando June Lamadjido

In einem Mittagspausengespräch mit internationalen Kolleg:innen und mir im Rahmen des MuseumsLabs 2022 – es handelt sich hierbei um eine Fortbildung zur Zukunft der afrikanischen und europäischen Museen – unter Beteiligung von 25 Museen aus dem afrikanischen Kontinent und 25 Museen aus dem europäischen Raum – entstand eine lange Diskussion, »ob sich ethnografische Museen wirklich dekolonisieren lassen?«.

Diese Frage stellt sich insbesondere angesichts der historisch mit der Gründung der Institutionen so eng verbundenen kolonialen Zwecke.

Gegenwärtig setzen sich ethnografische Museen – auch infolge des größeren gesellschaftlichen Drucks – dezidiert mit ihrer eigenen Kolonialvergangenheit auseinander. So restrukturieren sich Institutionen, neue Forschungsprojekte entstehen (Provenienzforschung), während eine neue kuratorische Praxis kritisch die eigene Vergangenheit der Institutionen untersucht – in der Hoffnung, sich von deren Kolonialität verabschieden zu können.

Trotz dieser bemerkenswerten Maßnahmen bleibt allerdings aus meiner Sicht im Kern der Institution eine Kolonialität bestehen, die eine Dekolonialisierung derselben verunmöglicht.

Eine solche Kolonialität ethnografischer Museen zeigt sich dabei insbesondere und am frappierendsten in der Zusammenarbeit mit Urhebercommunitys. Etwa, wenn eine Urhebercommunity ihre eigene Kultur aus Sicht der ausstellenden Institutionen zu »traditionell« oder gar zu »unreflektiert« präsentieren möchte. Infolgedessen muss sich die Urhebercommunity durch das Museum vorschreiben lassen, wie sie sich zu präsentieren hat, um ja keine kolonialen Erinnerungen zu wecken (nach dem Motto: »Dekolonisier dich bitte erst selbst, damit wir kein schlechtes Gewissen haben und uns nicht daran erinnern lassen müssen, wie schlimm wir tatsächlich waren!«). Dies macht umso

deutlicher und klarer, dass die Probleme in den Sammlungen und deren kolonialer Vergangenheit zu suchen sind, nicht aber in der Verantwortung der Urhebercommunity liegen, von der in einer paradoxen Umkehrung nicht verlangt werden kann, sich dem Museum anpassen zu müssen.

Entscheidend bleibt für mich dabei immer die Frage, wem ein solches ethnografisches Museum eigentlich zu »dienen« hat. Damit einhergehend gilt es kritisch zu hinterfragen, ob und wenn ja, in welchem Maße dann ein Museum überhaupt darüber zu entscheiden haben sollte, wie sich die Urhebercommunity präsentiert oder welche Projekte wie stattfinden dürfen. Damit einhergehend sollte vor allem die Frage fokussiert werden, was die von den Museen initiierten Ausstellungs- und Bildungsprojekte für die Urhebercommunity bringen und bedeuten. Nicht zuletzt auch, weil diese ihre Kultur außerhalb des Museums nicht in dem Maße ausleben/mitteilen können, wie es angemessen wäre.

Ich bin überzeugt: Solange der »Wert«, die Bedeutung oder auch Wertschätzung ethnografischer Museen noch so eng mit ihren Sammlungen und deren kolonialer Vergangenheit verknüpft ist, sind solche Museen, deren Kernproblem gerade deren Sammlungen darstellen, nicht wirklich dekolonialisierbar.

Alternativ plädiere ich für einen Denk- und Handlungsansatz in Ausstellungs- und Bildungsprogrammen von ethnografischen Museen, im Kontext dessen vor allem die Menschen, ihre Emotionen/Affekte und Erinnerungen im Fokus stehen – und nicht Objekte. In solchen Projekten könnten Objekte statt der Repräsentation bestimmter Kulturen der Darstellung bestimmter Gefühle und/oder Erinnerungen einzelner Personen oder Menschengruppen dienen. Die mit den Versuchen von Repräsentationen einhergehenden Probleme könnten so umgangen und stattdessen individuelle oder kollektive Erinnerungen in der Diskussion und den Diskursen sichtbar gemacht werden. In solchen Ansätzen erkenne ich für ethnografische Museen jedenfalls das Potenzial, einen multiperspektivischen Austausch und damit auch die Umarbeitung von »Geschichten der Gegenwart« mit dekolonisierenden Absichten zu ermöglichen. Womit das Museum dann nicht mehr als Autor, sondern vielmehr als Moderator fungieren würde.

Ob und inwiefern ein solcher Ort – in dem nicht mehr Objekte, sondern Menschen und ihre Erinnerungen fokussiert werden – dann noch als Museum zu bezeichnen wäre, bleibt für mich dabei eine noch offene und unbeantwortete Frage.